

Zwischen Lipp' und Kelchstrand.

Roman von **Erich Ebenstein.**

(10. Fortsetzung)

(Nachdruck verboten.)

21. Kapitel.

See — in Neu-Hammerschlag scheint man das Geschehene tief zu bereuen. Dein Onkel, Peter Vollrad, und dieser Doktor Fajlsch, der um jeden Preis eine gut zahlende Patientin für sein Sanatorium zu gewinnen wünschte, sind an allem schuld. Jetzt sieht man wohl ein, wohin man sich verirrt in dem blinden Drange, sich von einer Heirat mit einem unbemittelten Manne abzuhalten. Deine Mutter hat mich mit Tränen in den Augen, ihr Vergebung bei Dir zu erwirken. Man will jetzt rückhaltlos in Deine Vermählung willigen und hat nur den Wunsch, sich mit Dir auszuöhnen. Was meinst Du dazu?"

Herbert schwieg.

See, die, ganz umflossen von dem grünen Dämmer tief schattender Kastanien, neben ihm auf einer Gartenbank saß, sah, sah schweigend in ihren Schoß.

Vor einer halben Stunde hatte Harald sie verlassen. Ihr Herz war noch weich von dem Glück, das seine Nähe über sie ausgegossen hatte.

Wie eine Blume war es, die im Sonnenlicht gestanden und in den warmen Strahlen ihre Blütenblätter selig ausgebreitet hatte.

Nun war die Sonne fortgewandert und leise, ganz leise begannen sie sich wieder einwärts zu krümmen im Hauch des Schattens...

"Du glaubst, daß es Mama wirklich leid tut?" sagte See endlich leise.

Und Herbert, der unverbesserliche Optimist, wie Doktor Straub ihn nannte, antwortete ohne Zögern: "Ich glaube es. Ich habe niemals Tränen in den Augen Deiner Mutter gesehen, nicht einmal, als ihr Mann starb. Und ich glaube nicht, daß ein Mensch weinen kann, wenn sich dabei nicht wirklich etwas in seinem Herzen rührt!"

Übermal trat Schweigen ein.

See, die jahrelang verweistelt unter der Kälte ihrer Mutter gelitten hatte, grübelte in ihren Erinnerungen nach irgend einem Zeichen von Liebe, von wirklicher, innerer Liebe, die ihr diese Tränen hätten verständlich machen können.

Sahre zog er blitzschnell an ihrem Innern vor-

über. Da war Leid und Freude und mancherlei kleine Aufregung gewesen, wie das Leben auch den Bevorzugtesten nicht erspart.

Die Mutter aber stand immer gleich da: Vornehm, kühl, unbewegt. Eine schöne Frau, die ihre Pflichten äußerlich tadellos erfüllte, die mit königlicher Würde repräsentierte, mit klugem Anstand ein fein getöntes Gemälde in den plumpen, prozigen Goldrahmen der Petermann schuf.

Ja, sie war die Seele des Hauses gewesen und sein Geist. Immer schon.

Aber das Herz? ... Gab es solch ein Ding in Neu-Hammerschlag?

See suchte angestrengt. Und da entdeckte sie

"Ich will sie sehen und Frieden mit ihr machen. Auch mit den andern. Ich bin durch Harald so namenlos glücklich, so unbeschreiblich reich geworden, daß es mir wie Lindant vorkäme, wenn ich gegen irgend jemand auf Erden noch Groll hegte. Und manchmal..."

Sie brach ab und sah grübelnd zu Boden.

"Was wolltest Du noch sagen, See?"

"Daß ich jetzt manchmal denke: Auch ich war an dem Abgrund schuld, der sich so zwischen den Meinen und mir aufstaut!"

"See! Du, die Du gut und sanft bist gegen jedermann. Du, die Liebe selbst! Wie kannst Du Dir Vorwürfe machen, weil Du durch die Lieblosigkeit der Deinen endlich verbittert wurdest?"

"Ich war nie geduldig! Siehst Du, Onkel Herbert, wenn ich Harald ansehe, wie er immer voll unermüdlicher Geduld und Jügsamkeit gegen seine Mutter ist, die doch wahrlich weder gerecht noch zärtlich für ihn empfindet, dann frage ich mich: Warum ist er nicht verbittert? Warum ging seine Kindesliebe nicht bei all den tausend Zurücksetzungen unter, die er ertragen mußte?"

Herbert antwortete nicht darauf. Sein Blick schweifte zwischen den Stämmen der Kastanien hindurch nach dem nahen Waldsaum, wo eine schlanke weißgekleidete Gestalt langsam aus der Richtung von Waldrain her kam.

Jetzt bog sie rechts ab und näherte sich einem Seiteneingang des Schloßchens. Wenige

Minuten später war sie darin verschwunden.

Herbert wandte sich wieder zu See.

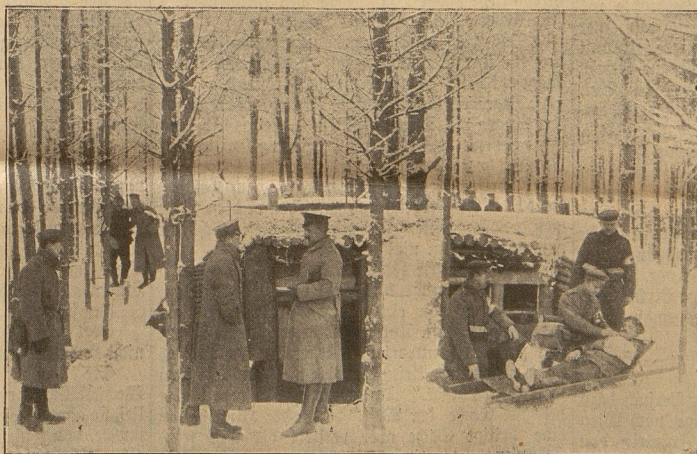
"Da wir gerade allein sind, möchte ich gerne eine Sache besprechen, die mir sehr am Herzen liegt: Gertha v. Langensteins Zukunft. Du wirst gewiß, nach den innigen Freundschaftsbanden, die sich zwischen Euch entwickelt haben, auch nicht wünschen, daß sie ihren Entschluß, nach Deiner Vermählung einen Posten bei fremden Leuten zu suchen, ausführt?..."

"Nein."

Ich hoffte so sehr, sie nach Haralds Friede mitnehmen zu können, bis vielleicht... Aber Harald will es durchaus nicht..."

"Nein. Das ist ganz ausgeschlossen. Harald hat dabei gewiß ein sehr richtiges Gefühl!"

"Ich habe auch schon daran gedacht, ihr ein Jahresgehalt auszugeben, mit dem sie sorglos leben



Winterleben unserer Feldgrauen im Osten. Truppenverbandplatz im verschneiten russischen Walde.

dem seine Linien, die sich gleichsam versteckt in die großzügigen Umrisse des Gesamtbildes einschoben, wie bei einem Vixierbild. Häden, die von der Kommerzienträtin ausgingen und sich verstoßen hinzogen zu Jerry und Njolie...

Keine aber, die zu ihr führten.

Die schweren Lider ihrer großen melancholischen Augen hoben sich langsam. Ihr Blick suchte Herbert.

"Glaubst Du denn, daß Mama mich liebt?" fragte sie noch leiser als zuvor.

Er erbeite unwillkürlich und wandte den Blick ab. Nach einer Pause antwortete er gepreßt:

"Ich muß es wohl glauben... heute. Sie ist eine kühle Natur. Vielleicht, daß sie es nur bis jetzt nicht zeigen konnte? Daß es eines erschütternden Anlasses bedurfte... Aber wenn Du sie nicht sehen willst, See... beeinflussen möchte ich Dich keinesfalls."

könnte. Aber Gertha ist so stolz. Ich fürchte, sie würde es bei dem ersten Wort entrüstet ablehnen.“
„Sehr wahrscheinlich.“
Fée schweig und spielte nachdenklich mit einem Blatt, das ihr der Wind in den Schoß geweht hatte.

Endlich sagte sie mit einem unsicheren Blick auf ihren Onkel: „Eigenlich dachte ich... es schien mir, als verstündet Ihr Euch vortrefflich... als hätte Gertha einen tiefen Eindruck auf Dich gemacht...? Da dachte ich...“

„Daß wir einander eines Tages finden würden,“ vollendete er ruhig und fuhr mit einem wehmütigen Lächeln fort: „Vielleicht dachte auch ich einmal daran, Fée. Aber das ist vorüber. Sie liebt mich nicht.“

In Fée erwachte die Neugier.

„Du hast sie gefragt? Und sie wies Dich ab? O, und davon erzählst Du mir erst jetzt? Aber vielleicht hat Deine Werbung sie nur überrascht und erschreckt? Du bist ja der beste aller Menschen außer Harald, und Gertha kann dafür nicht blind sein! Vielleicht wird sie das erst später begreifen. Glaubst Du nicht, daß sie Dich doch noch lieben wird?“

Er beantwortete nur die letzte Frage.

„Nein. Sie wird mich niemals lieben.“

„Dann liebt sie einen andern!“ rief Fée rasch. Sein Gesicht nahm einen sehr verschlossenen, jede weitere Frage ablehnenden Ausdruck an.

„Das sind Angelegenheiten, die uns nichts angehen. Wir wollen ja auch nicht darüber reden, sondern von ihrer Zukunft. Und dabei muß ich erwähnen, daß auch ich mich sehr tief in Gerthas Schuld fühle.“

„Du??“ Fées Augen ruhten groß und erstaunt auf ihm.

Er wich dem Blick gleichsam ungeduldig aus und jagte kurz: „Ja. Darum folge ich nur einer inneren Notwendigkeit, wenn ich ihre Zukunft völlig sorglos gestalte. Ich will sie zur Herrin von „Freinbühl“ machen. Du weißt — das Gut, das ich einmal erbe. Es liegt am Fuß des Semmering...“

„Sich weiß es. Aber ich war nie dort.“

„Auch ich nur vorübergehend. Es ist an einen soliden Menschen verpachtet, der seine Freunde daran hat, weil schon sein Vater dort als Pächter saß, wie es dereinst wahrscheinlich auch sein Sohn tun wird. Nur das Herrenhaus, das in einem kleinen Waldpark liegt, bezieht ich mir vor. Es ist in gutem Stand und der Pachtzinsling Birkmüllers reicht völlig aus, zwei Frauen standesgemäß zu erhalten.“

„Aber das wäre ja prächtig! Nur — Gertha wird es nie, nie annehmen!“

„Ich beabsichtige auch nicht, den Versuch dazu zu machen. Ich will nächster Tage nach Wien fahren und es auf ihre Tante, Fräulein von Spandow, übertragen lassen. Diese Tante Ninette liebt Gertha abgöttisch, und ich zweifle nicht, daß es mir gelingen wird, mich mit ihr zu verständigen, wenn wir offen und ehrlich miteinander reden. Ich werde ihr begreiflich machen, daß ihr Stolz der Liebe ein Opfer zu bringen hat und daß allerlei materielle Dinge im Leben im Vergleich zu seelischen überhaupt von ganz untergeordneter Bedeutung sind. Was bedeutete dieses für mich ganz überflüssige Gut angesichts des Umstandes, daß ich Gertha mein Leben und damit alles, was ich besitzen zu dürfen legen wollte?“

„Nichts... es ist wahr. Aber...“

„Fräulein v. Spandow soll die Besitzerin sein, nicht Gertha. Da Gertha ihre natürliche Erbin ist, empfängt sie es einst nicht als Geschenk, sondern als rechtmäßiges Erbe. Vielleicht läßt es sich sogar machen, daß Gertha vorerst gar nicht erfährt, durch wen ihre Tante Besitzerin von „Freinbühl“ wurde. Jedenfalls wollte ich mit Dir vorher darüber reden, denn Du bist ja meine zukünftige Erbin.“
Fée hatte auf die letzten Worte nicht geachtet.

Die Erwähnung der Wiener Reise weckte einen Wunsch in ihr, der ihr schon lange am Herzen lag.
„Darf ich Dich nicht nach Wien begleiten, Onkel Herbert?“

„Mit Vergnügen. Nur — daß Gertha mitgeht, müßte vermieden werden. Fühlst Du Dich kräftig genug, mit mir und Deiner Jungfer zu reisen?“

„Vollkommen. Gertha kann bei Tante Plezing bleiben.“

„Du willst wohl für Deine Ausstattung einkaufen?“

„Nur Wäsche und ein paar Kleider. Aber ich möchte noch etwas in Wien erledigen.“

„Nun?“

Sie sah ihm voll ins Gesicht.

„Ich möchte mein Testament machen. Der Tod meines armen Heimdacher mahnt mich wieder daran, wie rasch eines Menschen Tage zu Ende sein können. Und wenn ich mich gegenwärtig auch gesund fühle, wer weiß...“

Ein melancholisches Lächeln glitt über ihr Gesicht. Dann schloß sie heiter: „Dah, man stirbt nicht davon, daß man seinen letzten Willen aufsetzt, und es würde mich sehr beruhigen, das endlich einmal geordnet zu wissen. Hier, weißt Du, wollte ich es nicht tun... es würde zuviel Aufsehen gemacht haben.“

Herbert tat keine Frage. Aus Fées Blick las er, was sie vor hatte, und — fand es ebenso gut wie richtig.

„Wann möchtest Du fahren?“ fragte er nach einer Pause.

„Gleich übermorgen. Morgen tragen wir meinen armen Heimdacher zu Grabe und seine Entfeln überledet dann, wie wir besprochen, nach Lannstein, bis sie einmal ein braver Mann wieder in das liebe schöne Blumenbüschchen zurückführt... Ihre Augen füllten sich mit Tränen.“

„Das wird nicht lange dauern, zumal Du ihr eine für ihre Verhältnisse fast zu glänzende Rente ausgesetzt hast,“ bemerkte Herbert töndend.

„Sage das nicht,“ wehrte Fée ab, während sich ihre Augen mit Tränen füllten. „Mein Geld kann ihr erzeihen, was sie um meinerwillen verlor! Wenn Ihr auch sagt, er sei ein alter Mann gewesen, dessen Tage gezählt waren... ich weiß es am besten, wie fröhlich und zufrieden er diese Tage noch genossen hätte. Und nie wird dieser Schatten von mir weichen, nie!“

Herbert drückte Fées Hand.

„Er war nicht bloß fröhlich und zufrieden, sondern auch von einer stolzen, zuweilen fast erhabenen Weisheit. Und er würde auf Deine Worte jetzt zweierlei antworten. Erstens: „Sie sind es nicht, meine liebe kleine Fée, die die Schuld an dem Geschehenen trägt.“ Und zweitens: „Treue ist die heiligste Sache der Welt.“ In der Hingabe an eine heilige Sache aber verliert der Tod seine Schrecken!“

Vom Hauje her tönten die Schläge des Gong, um zum Essen zu rufen.

Herbert stand auf und zog Fées Arm in den seinigen.

„Komm,“ jagte er fröhlich, „sie warten sonst auf uns. Und übermorgen früh fahren wir in aller Stille davon, unsere heimlichen Geschäfte zu erledigen. Aber das sage ich Dir: Das Brautkleid suche ich Dir aus! Wir werden in Wien schon solch ein Wunder, wie ich es träume, fertig vorfinden.“

23. Kapitel.

Nachmittags fuhr Fée mit ihrem Onkel nach Lintkenbach. Gertha hatte gebeten, Fräulein Plezing helfen zu dürfen, die Gartenfrüchte einzufochen wollte.

In Lintkenbach vergingen Fée die Stunden wie Minuten. Seit langer Zeit war Harald nicht so unbesangenen herzlich, so gesprächig, ja fast fröhlich.

Sie ahnte nicht, daß ein Drud heimlicher Angst von ihm gewichen war, als er seine Braut mit Herbert allein aus dem Wagen steigen sah.

Gottlos — die eine, gefürchtete war nicht mitgenommen! Und Herbert war nicht bei ihr.

Auch die Gräfin, die sich wieder völlig erholt hatte, war ohne die nervöse Unrast, die sonst das Beisammensein mit ihr oft unbehaglich machte.

Etwas beinahe jugendlich Frisches lag in ihren Bewegungen. Ihre Augen strahlten. Um ihren Mund glitt zuweilen ein heimliches Lächeln, und wenn sie Fée anah, so geschah es mit einem seltsamen Ausdruck von Spannung, als könnte sie es kaum erwarten, mit ihr allein zu sein. —

Sobald die beiden Herren sich nach dem Kaffee entfernt hatten, um eine neue Sämagine anzusehen, die von Harald eingestellt war, ersuhr Fée auch die Ursache der auffallenden Veränderung.

„Fée — stelle Dir vor: Fritz ist auf der Heimreise! Mein letzter Brief hat ihn schon nicht mehr erreichen können, denn da war er schon unterwegs nach der Küste: Was jagst Du dazu?“

Fée sagte zunächst gar nichts. Sie starrte ihre Schwiegermutter erschrocken an und konnte nichts anderes denken, als: „Was wird Harald dazu sagen? O Gott, was wird er dazu sagen?“

„Die Sache kam so,“ fuhr die Gräfin, ohne auf Fées Schweigen zu achten, fort: „Die Regierung wollte in der Nähe von seiner Niederlassung eine neue Station einrichten. Da befam er sich nicht lange und bot seine Farm dazu an. Er hatte Glück. Das gute Trinkwasser, das dort zu finden ist, gab den Ausschlag: Man kaufte ihm den Platz ab. Nicht gerade hoch, aber immerhin für bares Geld. Und nun litt es Fritz nicht länger in Afrika. Er will zunächst nach Paris gehen und dort weitere Nachrichten von mir abwarten. Ehe er die weite Reise von Bajari zur Küste nach Togo ant, schrieb er mir die freudige Nachricht. In Togo will er auf die „Bellona“ warten, die zwar nur alle Monat einmal anlegt, mit der er aber die rascheste Verbindung nach Marseille gewinnt. Nach meiner Rechnung kann er dort in etwa sechs Wochen, von heute an gerechnet, eintreffen und dann...“

Die Gräfin schwieg. Aber ihr hageres Gesicht strahlte förmlich.
„Und Harald? Weiß er...?“
„Gott bewahre! Du darfst ihm keine Silbe verraten. Ich bin so glücklich, daß er gestern mit dem Pfarer gesprochen hat und Ihr nun schon in drei Wochen heiratet. Auch daß Du später lieber in Waldrain statt in Lintkenbach leben willst... ach, alles fügt sich so prächtig! Der Glückstern der Lintkenbach ist endlich wieder aufgegangen!“

Fée schwieg.

Gott gebe es! dachte sie. Wenn Harald es nur nicht so schwer nimmt!

Sie wußte nichts von Fritz Lintkenbachs Wechselschulungen. Aber ihre Liebe zu Harald ließ sie ahnen, daß er schwerwiegende Gründe haben mußte, von seinem Bruder zu zürnen. Schwerere als leichtsinnige Jugendstreiche und Schulden machen.

Einmal, als sie der Gräfin zuliebe unter vier Augen Fritzens Leichtsinm entschuldigen wollte, hatte er ihren Versuch mit ungewohnter Heftigkeit zurückgewiesen.

„Laß das, Fée! Und nenne seinen Namen nie mehr zwischen uns. Mama zuliebe dulde ich es, sonst aber ist mein Bruder für mich tot.“

Er war dabei sehr blaß gewesen, und ein fremder, harter Zug hatte um seinen Mund gelegen.

Zwei Tage später fuhren Fée und Herbert Petermann nach Wien.

Die Kommerzienrätin, die gerade an diesem Tage hatte nach Lannstein kommen wollen, sah sich deshalb genötigt, ihren Besuch zu verschieben.

Es war ihr nicht unlieb, je mehr die Eindrücke der letzten Ereignisse sich bei Fée abschwächten, desto mehr Aussicht hatte sie, ihren Plan zu verwirklichen.



Und diesmal wollte sie klüger vorgehen. Zu schwer hatte es sich gerächt, daß sie wider ihre eigene Ueberzeugung der männlichen Beratern gefolgt war. Die plumpen Wege der Gewalt, die Peter Wollrad und Konrad ihr gewiesen, wären beinahe zu einer Waffe gegen sie selbst geworden. Man mußte es geradezu als ein Glück betrachten, daß Herbert sich überhaupt beschwichtigen ließ und die Sache nicht an die große Glocke hängte. Freilich: Sie hatte ihre Rolle sehr gut gespielt...

Nun wollte sie unbeirrt ihre eigenen Wege gehen. Dunkel schwebten ihr dabei große historische Vorbilder vor Augen: Menschen, die mit Worten, mit einem Lächeln viel sicherer vernichteten als mit Mitteln der Gewalt.

Es mochte ja hie und da noch vorkommen, aber naiv und töricht war es gewiß: Einen Menschen dadurch beiseite zu wischen, daß man ihn in eine Seilanstalt steckte...

Zunächst machte die Kommerzienrätin nach langer Zeit einen Besuch in Lirfenbach und entzückte die alte Gräfin förmlich durch ihre hinreißende Liebenswürdigkeit.

Harald, der ehrliche Harald, war starr über die Weichheit, mit der Frau Gabriele von Fée sprach. Da sie nicht wußte, wie weit er eingeweiht war, berührte sie die „kleinen Mißverständnisse“ der jüngsten Zeit mit flüchtigen Worten und einem tiefen Seufzer.

Dagegen sprach sie sehr herzlich von Fées Blick und wie sehr es auch sie erfreue, Fée jetzt endlich, wie es schien, wirklich gesund zu sehen.

„... denn ihre zarte Konstitution flüchte uns bisher schwere Sorge ein, und Sie dürfen sich nicht wundern, lieber Harald, wenn ich bis jetzt im stillen einer Heirat etwas ablehnend gegenüberstand. Handelte es sich doch um Leben und Gesundheit meines Kindes! Auch jetzt noch packt mich zuweilen die schreckliche Angst: Wird Fée den vielen Anforderungen ihres neuen Lebens gewachsen sein?“

Haralds braune Augen ruhten fest auf ihr, als er gemessen antwortete: „Da ich Fées Zustand kenne, dürfen Sie völlig beruhigt darüber sein. Ihr wird jede denkbare Schonung zuteil werden, und ich wüßte nicht, welche schädlichen Anforderungen unser Leben, das wir uns ja völlig still und zurückgezogen einrichten wollen, an sie stellen könnte.“

„War denn die Kommerzienrätin gegen eure Heirat, fragte die Gräfin, als sie wieder mit ihrem Sohn allein war. „Sie tat ja gerade so, als wollte sie sich Dir gegenüber entschuldigen.“

„Ja, es hatte den Anschein,“ antwortete Harald nachdenklich. „Um — lebenswürdig war sie bisher allerdings nicht gegen mich. Aber es ist ja möglich, daß wirklich nur Fées Gesundheit ihr Besorgnisse einflößte.“

„Ach, Fée ist gewiß nur ein wenig blutarm wie manche junge Mädchen. Das wird sich in Algier schon ganz verlieren,“ meinte die Gräfin mit ihrem naiven Egoismus, der alles leicht nahm, was nicht sie selbst oder Fritz betraf.

Harald schwieg. Aber er blieb nach diesem Besuch seiner Schwiegermutter verstimmt, ohne sich klar machen zu können, was ihn eigentlich dabei beunruhigt hatte.

Drei Tage später kehrten Fée und Herbert von Wien zurück. Harald erwartete seine Braut mit einem Strauß dunkelroter Rosen am Bahnhof von Talmünde.

Auch Gertha und Tante Blessing hatten sich eingefunden, aber man wechselte nur stumme Grüße.

Fée war ganz unglücklich, daß Harald zu Pferd gekommen war.

„Nun mußt Du neben dem Wagen reiten und ich habe Dir so schrecklich viel zu erzählen! Wie schade! Warum bist Du nicht mit dem Wagen gekommen? Wir hätten uns dann verteilt: Du und

ich wären mit Tante Blessing in unserer Kutsche, Gertha und Herbert in Deinem Wagen gefahren!“

Harald erröte und schwieg.

Er konnte ihr doch nicht sagen, daß er gerade das hatte vermeiden wollen...

„Verbringst Du wenigstens den Abend mit uns in Tannstein?“ fragte Fée lächlich. „Ich möchte Dir so gerne zeigen, was wir eingekauft haben! Einige Dinge, sage ich Dir! Und viel, viel mehr, als ich eigentlich wollte. Onkel Herbert war der reinste Verschwender...“

Sie wies über die Schulter zurück, wo unter Limanns Aufsicht ein alter Jagdwagen, ganz mit Koffern und Körben beladen, folgte.

„Ja, den Abend über bleibe ich bei Dir!“

„Wie schön! Wir wollen dann beide auf mein Zimmer gehen und ganz allein auspacken, ja?“

„Von Herzen gern, liebe Fée, wenn es Dir Freude macht.“

„Das habe ich mir während all dieser Tage heimlich ausgedacht: Dein Blick soll zuerst auf jedem Stück ruhen, das ich gekauft habe. Und es soll wie ein glückverheißendes Segen sein.“

Er warf ihr einen gerührten Blick zu.

„Liebe kleine Fée...“ murmelte er, und seine Augen wurden unwillkürlich feucht.

„Habt Ihr denn auch das Brautkleid schon mitgebracht?“ fragte Tante Blessing neugierig.

„Nein, das kommt erst morgen. Es mußte noch eine kleine Aenderung vorgenommen werden. Aber dann!“ Fées Augen leuchteten wie schwarze Brillanten; „D, ein solches Wunder habt Ihr noch nie gesehen!“

Sie wandte sich wieder an Harald.

„Zwei Tage lang muß ich Dir dann leider Urlaub geben. Alle diese Dinge wollen geordnet und für unsere Hochzeitsreise verpackt sein. Dabei kann ich Dich nicht gebrauchen.“

„Kann ich das nicht besorgen?“ warf Gertha ein. Du solltest Dich jetzt nach der Reise schonen...“

„Aber ich bin ja frisch und wie ein Fisch im Wasser! Siehst Du es denn nicht? Und das Baden besorgt natürlich zumeist Lisette. Nur muß ich wissen, wo jedes Stück liegt. Das ist doch meine Pflicht als zukünftige Hausfrau? Sagtest Du nicht selbst einmal, in einem ordentlichen Haushalt führt die Frau die Aufsicht über alles! Du siehst, ich vergesse keines Deiner Worte... Sie sind ja auch alle lieb und golden wie Du selbst!“ antwortete Fée eifrig, indem sie der Freundin innig zunickte.

Alle merkten es: Fée war ganz verändert von Wien zurückgekehrt. Lebhafter, fröhlicher, selbstbewußter. Es war, als sei eine Last von ihr genommen und als vermöge sie erst jetzt, sich mit ganzer freier Seele ihrem Glück hinzugeben.

Herbert allein kannte die Ursache. Stand doch seine Name mit als Zeuge auf dem Dokument, worin Fée allen ihren Besitz auf den geliebten Mann übertragen hatte.

„Wie leicht ist mir jetzt!“ Mit diesen Worten war sie ihm damals jubelnd um den Hals gefallen, als sie vom Notar heimkamen. „Wir ist, als könnte ich zum erstenmal im Leben ordentlich atmen und mich von Herzen des Lebens freuen!“ Diese Freude war es, die sie jetzt förmlich verklärte.

Ihr frohes Geplauder und die hausmütterlich wichtige Art, mit der sie zwei Stunden später ihre Schätze vor Harald ausbreitete, ihm bei jedem Stück den Preis nannte und sein Urteil darüber wissen wollte, gaben ihrem Wesen einen neuen lieblichen Zug und stimmten Harald wieder.

Sie hatte bisher nie Interesse für profane Dinge oder ihren künftigen Hausstand gezeigt. Er und ihre Liebe! Darüber hinaus gab es für Fée nichts. Jetzt zum erstenmal plauderte sie voll naiver Frische auch über die praktischen Dinge ihrer gemeinsamen Zukunft, wie andere Mädchen.

„Gottlob,“ dachte er, „sie ist gesund. Ich brauche nicht zu zittern, daß mir das Schickal etwa keine Zeit mehr läßt, sie glücklich zu machen und so

meine Schuld abzutragen. Denn es ist eine Schuld, daß ich trotz Fées Liebe, trotz meines aufrichtigen Willens, zu vergessen, doch die Eide, Leure, Unergeßliche, jede Sekunde vor Augen habe...“

Er versank in dumpfes, qualvolles Nachdenken. Was er hoffte, — würde es sich erfüllen?

Würde er vergessen können, wenn jene andere, Heißgeliebte durch Länder und Meere von ihm getrennt war? Ruhig lächelnd, die Bottschaft hinnehmen können, daß sie Herberts Weib geworden?

Nie! Nie! schrie eine Stimme in ihm wild auf. Kann man die Sonne je vergessen, die einst mit ihren Strahlen das ganze Leben erhellt und durchwärmte hat? Kann man sich wärmen am blassen Strahl der Sterne? Liebe ist etwas Ewiges...

Gepeinigt schloß er die Augen. Seine Züge sahen plötzlich milde aus wie die eines schwer Leidenden.

Fée, deren Gedanken sich joeben mit der alten Gräfin und deren Plänen beschäftigt hatten, hielt erschrocken inne und betrachtete ihn klopfenden Herzens.

Woran dachte er? Was war es, das wie tiefer Schmerz sein Antlitz verdüsterte?

Sie wußte nur eins, was ihm nach ihrer Meinung Sorgen machen konnte: Fritz. Ahnte — wußte er schon etwas und verschleierte es ihr nur aus Schonung?

Leise trat sie zu ihm und streichelte liebevoll seine Wangen. Er suchte unter der sanften Berührung zusammen, öffnete die Augen und sah sie, mit einem verwirrten, abweisenden Blick an.

Und da begann sie, vorsichtig von seiner Mutter und von Fritz zu sprechen. Ganz unbestimmt, damit er nicht aufmerksam würde, falls er noch nichts wußte. Von der Vereinsamung der Gräfin sprach sie, während sie beide in Algier weilen würden. Und ob er nie daran gedacht habe, welches Glück es für die alte Frau wäre, ihren Lieblingssohn wieder bei sich zu haben. Ob es denn nicht möglich wäre...

Bis dahin hatte er schweigend, fast gedankenlos zugehört. Jetzt machte er eine hastig abweisende Gebärde und stand auf.

„Sprich nicht weiter, Fée! Verbot ich Dir nicht schon einmal, von diesem... diesem... meinem Bruder zu sprechen? Er selbst hat sich aus dem Kreis anständiger Menschen ausgeschlossen, es kann für ihn keine Rückkehr dahin mehr geben!“

„Harald! Er ist Dein Bruder! Du bist sonst so gut... kannst Du gerade ihm denn nicht verzeihen?“

Er richtete sich hoch auf. Etwas ehernes sprach aus seiner Haltung.

„Nein!“ sagte er streng und kalt, wie Fée ihn nie zuvor hatte sprechen hören. „Man kann im Leben vieles vergeben, aber kein Vergehen gegen die Ehre. Wer seinen Namen entehrt, hat sich selbst gerichtet; jeder anständige Mensch würde durch seine bloße Nähe besudelt. Niemand jemals meine Güte für Menschen mit ehrlosem Namen an, Fée, es wäre vergeblich! Mit dem Arbeiter, dem Bettler will ich gerne Gemeinschaft haben, mit einem, der ehrlos ist, nie!“

Ein Schauer lief Fée bei diesen Worten über den Leib. Ihre Liebe suchte zu begreifen, was ihr gütiges Herz nicht fassen konnte.

„Kommt zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid,“ sagte Christus, und er vergab auch den Sündern...“, stammelte sie endlich mit einem hilflosen Blick in Haralds versteinerte Züge.

„Den Sündern — ja! Aber von dem Ehrlosen spricht er nicht.“

Da schwieg sie mutlos und begriff, daß jedes weitere Wort vergeblich wäre.

Er war ein Mann, sie ein Weib — das hieß vielleicht: Er durfte gewisse Dinge nicht vergessen, sie aber mußte es, denn die Wurzeln ihres Geschlechts reichen tief hinab bis in den Schoß der Erde, wo uralte Feuer der Liebe brennen. Feuer, die Stolz und Verunjt umschmelzen in Gefühl...

Bekommen dachte sie an die Gräfin. Auch diese war ein Weib. Und eine Mutter. Nie würde sie begreifen lernen, was grausame Notwendigkeit ihr aufzwingen wollte...

Fees Freude war dahin. Still setzte sie sich neben ihren Bräutigam und nahm seine Hand in die ihre. So saßen sie lange stumm beieinander.

Während Fee angstvoll dachte: O Gott, was wird denn nur werden, wenn er es erst erfährt? flüsterte eine Stimme ihr tröstend zu: Ich werde ja bei ihm sein! Ich, mit der Kraft meiner Liebe! Und ich werde ihn trösten...

Er dachte: Ihre Nähe wird ein Talisman sein gegen jede Erinnerung...

24. Kapitel.

Später als sonst wurde heute in Lintenbach gefrühstückt. Die Gräfin hatte eine unruhige Nacht gehabt, und Harald war erst kurz vor Mitternacht aus Taunstein heimgekehrt.

Jetzt aber meldete Johann, der Diener, der den Tisch auf der Veranda gedeckt und soeben noch die kurz vorher angekommene Post hinausgetragen hatte, Brigitte, der Köchin, daß serviert werden könne. Die Herrschaften saßen bereits bei Tisch.

„Na endlich,“ brummte Brigitte. „Zehn Uhr! Die Schokolade der Frau Gräfin ist schon ganz dick vom Stehen und die Butterhörnchen werden ihr auch nicht mehr heiß genug sein!“

Dann richtete sie alles rasch auf ein Tablett, goß Haralds Tee auf und trug es auf die Veranda, die man feinerseit durch Einreihen eines Teiles des alten Kreuzganges gewonnen hatte.

Sie grenzte an das Nestorium, das jetzt Speiseaal war, und lag nach dem Garten zu.

Es war schwüler als sonst. Der Jasmin, der eben zu blühen angefangen hatte, sandte betäubende Düfte in die Luft. Ab und zu strich ein heißer Wind beklemmend über den Garten. Am Himmel war kein Wölkchen, nur eine graugelbe Dunstschicht wie häßlicher Schmutzbelag auf einem Spiegel.

Das Weinlaub, das überall am Mauerwerk der Veranda emporkletterte, hing welk und matt herab. „Heute wird es endlich ein Gewitter geben,“ sagte die Gräfin, sich mit ihrem Batisttuch die Perlen von der Stirn wischend. „Es ist auch hohe Zeit. Die Hitze ist unerträglich.“

„Wenn es nur keinen Hagel gibt. Regen könnten wir schon brauchen. Wie ich gestern über unsere Felder ritt, jammerte mich der klägliche Stand der Saaten. Noch acht Tage eine solche Dürre und wir ernten Stroh statt Korn.“

„Aun, wenn es auch ein Mißjahr werden sollte — Dir braucht ja jetzt nichts mehr daran zu liegen!“

„Wie so?“ Harald ließ die Zeitung, in der er zerstreut geblättert hatte, sinken und sah seine Mutter groß an. „Du weinst, wir leben von dem, was uns der Boden gibt. Alles andere ist dahin.“

„Leider. Aber in drei Wochen hat diese Bettelwirtschaft gottlos ein Ende. Die Einkünfte von Lintenbach fallen dann wieder mir allein zu, und so können wir uns beide endlich wieder ein bißchen rühren.“

„Ich verstehe Dich wohl nicht ganz, liebe Mama. Du glaubst doch sicher nicht, daß ich meine persönlichen Bedürfnisse jemals aus Fees Budget bestreiten werde?“ sagte er sehr ernst und ein wenig bekommen.

Die Gräfin schob ihre geleerte Tasse von sich und blickte ihren Sohn maßlos erstaunt an.

„Nicht? Aber mein Gott, wozu hättest Du dann eine reiche Frau geheiratet?“

„Doch nicht, damit ich mich von ihr erhalten lasse!“ brauste er auf. „Wie kannst Du das von mir denken, Du, die Du mich doch kennen solltest! Du — eine Gräfin Lintenbach!!! Bin ich in Deinen Augen etwa ein Mißgiffjäger?“

Die Gräfin erröte und trommelte nervös auf der Tischplatte.

„Mein Gott, welche bösen Namen Du den Dingen gibst! Ich sage ja nicht, daß es nur die

Mitgift ist... aber Fee ist doch keine Schönheit... und nicht einmal sehr gesund... Schließlich sehe ich nicht ein, weshalb Du Dich so empörst? Geld ist einmal die Hauptsache im Leben, das wirst Du mir zugeben...“

„Nein! Damit würde ich Dich und mich auf das Niveau der — Petermanns hinabdrücken, deren Leben nichts war und nichts ist als ein Tanz um das goldene Kalb!“

Gleich darauf beruete er die Worie. Aber die Gräfin blickte ihn triumphierend an.

„Fee ist ja auch — eine Petermann! Und Du hast sie gesucht und bringst sie in unsere Familie!“

„Fee ist ein liebes edles Wesen, dem nichts ferner liegt als die Gefinnung ihrer Angehörigen. Sie und Herbert sind Ausnahmen,“ sagte er leise.

Eine Pause trat ein. Die Gräfin warf hastig ihre Postfächer durcheinander. Es waren nur Preisurante und Anfindungen. Plötzlich sagte sie aufblickend: „Aber was soll denn dann werden? Mit dem Nabelgeld, das Du mir seit einem Jahr gibst, kann ich auf die Dauer unmöglich auskommen!“

„Wenn Du damit durchaus nicht auskommst, werde ich Dir reichlicher geben und mich selbst noch mehr einschränken. Schließlich brauche ich kein Reitpferd... Fee reitet ohnehin nicht... auch kann ich nach unserer Rückkehr den Inspektor entlassen...“

„Und selber die Leute überwachen! Das wäre wirklich sehr standesgemäß!“

„Arbeit schändet nicht. Es wär nach meinem Empfinden viel weniger... standesgemäß, mich auf die faule Haut zu legen und von einer reichen Frau ernähren zu lassen.“

„Aber was soll sie denn mit ihrem unmenchlich vielen Geld anfangen?“

„Das ist ihre Sache. Soviel ich weiß, hat sie es bisher noch immer aufgebraucht. Sie ist sehr wohlthätig.“

„Fee deutete mir einmal an, daß ihr in Gütergemeinschaft leben wolket,“ meinte die Gräfin weinerlich.

„Das heißt, — sie will es. Ich nicht. Und ich werde darauf nicht eingehen. Sie mag die Kosten des Haushalts bestreiten, aber ich werde einen Beitrag dazu leisten.“

„Aber siehst Du denn nicht ein, daß es nur gerecht wäre: sie gibt das Geld und Du gibst ihr Deinen alten Namen! Du machst sie doch zur Gräfin!“

Danach fragt ein Wesen wie Fee nicht. Sie liebt nicht meinen Titel, sondern mich.“

„Und ich sage Dir, Du bist ein Narr, Harald! Kein vernünftiger Mensch würde an Deiner Stelle so handeln und vor allem: Kein Sohn, der seine Mutter liebt!“

„Mama!“

Sie wach seinem schmerzlich bestürzten Blicke aus und fuhr hastig fort: Nein, gewiß nicht! Denn Du zerstörst alle Hoffnungen, die ich seit langem auf Deine Vermählung gesetzt habe. Wenn ich das gewußt hätte! Aber so geht es mir immer: Kaum freue ich mich auf etwas, so kommt Du und zerstörst es mir!“

„Mama!“ stieß er zum zweitenmal gequält heraus.

Aber die Gräfin war außer Rand und Band.

„Ich hatte mich so sehr gefreut! Endlich einmal wollte ich mir das Leben nach meinem Sinn einrichten. Ich dachte, Lintenbach, das Dein Vater doch mir als Witwenfih bestimmt hätte, würde wieder mir allein gehören, und ich könnte da nach meinem Belieben schalten und walten...“

Harald war aufgestanden und kam um den Tisch herum auf sie zu.

„Liebe, liebe Mama,“ begann er erschüttert, „habe ich Dich etwa je gehindert, zu leben, wie es Dir beliebte? Sage mir doch, was Du wünschst? Alles, was in meiner Macht steht, will ich tun —“

Aber sie stieß die Hand, die sich um ihre

Schulter legen wollte, zurück und sah ihn beinahe feindlich an.

„Geh,“ murmelte sie bitter, „Du würdest mich doch wieder nicht verstehen, wie Du mich niemals verstanden hast!“

Und sie griff mit bebender Hand nach der Zeitung.

Schweigend trat Harald an die Brüstung der Veranda und starrte finster in die schwüle, dunstige Landschaft hinaus.

Ganz fern im Westen hallten sich bleifarbig Wolkenberge zusammen. Kein Matt im Garten regte sich, die Sonne stand wohl irgendwo am Himmel, denn eine weiße Helle lag über den Feldern, aber von Strahlen war nichts mehr zu sehen: sie waren von all den nebligen Dünken ringsum aufgeleogen.

Harald fühlte sich matt und zerfchlagen. Er wollte über das nachdenken, was ihm die Mutter gesagt, aber die Gedanken verwirren sich langsam in seinem Hirn. Es war, als hätte er, wie die Natur um ihn, alle Kraft zum Widerstand verloren...

Da schreckte ihn ein schriller Schrei aus seinem Brüten.

„Harald!“ Wie der Todeschrei einer Versinkenden klang es.

Er fuhr jäh herum und blieb einen Augenblick vor dem schrecklichen Anblick, den die Gräfin bot, wie gelähmt stehen.

Ihre Züge waren leichenfahl und verzerrt, die Lippen wie im Krampf von den Zähnen zurückgetreten. Sie starrte mit halb verglästen, weit aus den Höhlen getretenen Augen auf ihren Sohn, und ihre Hände, über die sie alle Herrschaft verloren zu haben schien, bewegten das Zeitungsblatt hin und her.

„Die Bellona... die Bellona...!“ stieß sie fast freischend vor Angst hervor.

Mit zwei Schritten war Harald an ihrer Seite. Er glaubte jetzt zu wissen, was sie so sehr erregte. Auch er hatte vorhin die Nachricht von dem Schiffsunfall gelesen, dem die Bellona bei Gibraltar zum Opfer gefallen war. Ein Zusammenstoß in dichtem Nebel bei hohem Seegang. Von der gesamten Mannschaft waren drei Matrosen und der Koch, von den Passagieren nur zwei Frauen und ein Kind gerettet worden.

Es war gewiß schrecklich. Aber er begriff nicht, warum seine Mutter, die erst kürzlich anlässlich eines schweren Grubenunglücks beinahe gleichgültig geblieben war, jetzt so völlig die Herrschaft über sich verloren hatte.

„Ja, es ist gräßlich, liebe Mama, aber Du solltest Dich nicht so aufregen...“

Ihre Hände mit dem Zeitungsblatt sanken schwer herab. Noch weiter öffnete sich ihr Mund, als stockte ihr der Atem. Eine bläuliche Farbe überzog das hagere scharfgeschnittene Gesicht, und röhelnde Laute klangen an Haralds Ohr.

„Du weißt noch nicht...! Frik... Frik war darauf... wollte zurück... zu mir... zu mir... Frik ist tot...“

„Johann! Brigitte!“ schrie Harald in wahnfinniger Angst, so laut er konnte, denn der Körper seiner Mutter sank schlaff in sich zusammen, und er hatte kaum mehr Zeit, sie in seinen Armen aufzufangen.

War es eine Ohnmacht? War es das Ende?

Harald wußte es nicht.

Wie von Sinnen stand er da und starrte auf den regungslosen Körper der Mutter nieder, deren Antlitz einen wächsernen Ton angenommen hatte. Brigitte bemühte sich nach Kräften um ihre Herrin. Sie öffnete ihr das Kleid und rieb die schlaffen, kühlen Hände, die nicht warm werden wollten...

(Fortsetzung folgt.)



Die Wilderer.

Roman aus dem Hatz von Joh. Ludw. Fuhrmann.
(6. Fortsetzung) (Nachdruck verboten)

„Über Onkel — Hugo und ich ...“
Agnes stockte, wurde rot und fügte leise hinzu: „Wir hab'n uns verlobt!“

„Wa — a — s!“ machte Veit im ersten Augenblicke verdutzt, dann aber polterte er um so heftiger los: „S' so 'n dummes Zeug — verlobt — ich werd' Euch helfen mit d'm Verlobten. An diesem Sängling den verfluchten —“

Mehr konnte er nicht sagen. Agnes hängte sich an ihn und stammelte unter Lachen und Weinen: „Ich bin jo glücklich, Onkel — ach, jo unendlich glücklich! ... Nun ist ja alles gut!“

Veit war aufs höchste bestürzt. Alles konnte Veit von Agnes vertragen, nur keine Tränen sehen. Abgebroschen brachte er heraus, ohne eigentlichen Sinn und Zusammenhang: „Na, na — loß doch, Kleines — sei ruhig — net weinen — 'r darf D'r nichts tun — beruhig' Dich — ich bin noch da — ich — Dein alter Onkel — ich nehm' Dich in Schutz — joll' nor einer kommen —“

„Nein, Onkel, Schutz hab' ich jetzt hier gefunden!“ Agnes lachte wieder, indem sie an Hugos Seite trat, der seine Arme um sie schlang. „Über freuen jollst D' Dich mit uns un froh sein, wie wir es sind.“

Veit kraulte sich am Kopse. Was sollte er nun tun? Das ging jo ganz gegen seinen Strich, ganz anders als er gewollt hatte! Weistrauen empfand er gegen Werner noch immer, das sich erst zu legen begann, als dieser ihm sehr ernsthaft versicherte, daß er ohne Agnes nicht leben könne und sein einziges Bestreben dahin ginge, sie glücklich zu machen. Diese treuherzige Rede verfehlte dem auch ihre Wirkung nicht. Veit besaß trotz seines einsamen Lebens eine große Menschenkenntnis, er las aus den Augen der Leute ihre Gesinnung, und hier las er: Diese offenen ehelichen Blicke trügen nicht! Er konnte es ohne Bedenken wagen, dem jungen Manne seinen Liebling anzuvertrauen.

„In Gott's Namen, Werner, ich glaub' Euch! Ihr jollt d' Agnes hab'n; un was d'r alte Veit tun kann für Euch beid', ich will's tun!“

Dabei drückte er Hugos Hände, daß dieser die Zähne zusammenbeißen mußte. Nun er die zwei auf dem rechten Wege wußte, fand er sein Gleichgewicht wieder und der Humor stellte sich ein.

„Se, was sagt n' aber d' Mutter dazu, Kleines?“ Ichreite er sich an Agnes. „Wird wohl bitterbö's sein, glaub' ich, daß D' solche Streich' macht.“

Lustig zwinkerte er nach dem Mädchen, dessen Gesicht förmlich strahlte.

„S' weiß's noch net, Du hast's zuerst erfahren; 's is ja erst jetzt — so plötzlich gekommen!“

„Ei, ei! Sieh mal — so plötzlich? Du, Kleines, paß auf — das is sicher, daß D' daheim noch Schell' kriegst. D' Mutter is net so nachgiebig wie ich!“

Onkel, wie kannst D' nor?“ — Blutübergossen stand Agnes da, sie schämte sich Hugo gegenüber, und je mehr Veit lachte, desto verlegener wurde sie.

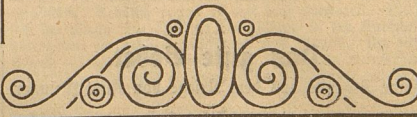
„Loß nor, Kleines, ich muß Dich doch necken, weil ich mich unbändig freu'! Doch nur kommt her, Ihr beiden! Ich hab' was Feines z' trinken in d'r Kütt', damit woll'n m'r auf d' Verlobung anstoßen.“

Aus dem Kasten in der Ecke, der sein Vorratsmagazin darstellte, zog er ganz zu unterst eine Flasche hervor. „So, das is was Extra's; hab's seit langem liegen, un nor bei besonderen Angelegenheiten gönn' ich mir 'n Tropfen davon. Aber erst d' Gläser her.“ Trotz alles Sudens brachte er indessen nur eins zum Vorschein, bis er schließlich sich bestimmend sagte: „Se, so was! So fram' ich 'rum un ganz vergebens — 's is jo nor das ein' noch da — hm, hm — alt wird m'r un vergeßlich

dazu. Na, schad't net, 's wird auch so geh'n. Ihr beiden trinkt aus d'm Glas — werdet's schon gern tun — und ich, joh, für mich find't sich leicht was andres.“ Er brachte nach abermaligem Suchen einen kleinen blechernen Becher zum Vorschein. „Holla, hab's schon, das tut's auch.“ Dann schenkte er ein. „Recht vorfichtig anstoßen und mit Bedacht trinken. Auf Euer Wohl!“

Es war ihm Ernst damit, man sah es an seiner feierlichen Miene, und höchst ernsthaft nahmen die jungen Leute es an.

Agnes und Hugo saßen auf demselben Platze, wie bei ihrem ersten Zusammentreffen in der Kütt', auch ebenso schweigam verhielten sie sich wie damals. Die Eindrücke der letzten Stunden hielten noch zu gewaltig in ihnen nach und ließen das Empfinden für ihre Umgebung nur langsam zurückkehren. Veit hingegen wurde redseliger, je mehr der Inhalt seines Bechers sich leerte. Die Vorkargheit der beiden hielt er für Schüchternheit, die er bald vertreiben wollte.



Der Held von Mora



Hauptmann von Raben,

welcher mit einer kleinen Schaar deutscher und eingeborener Truppen den kaiserlichen Nordvinde! Kameruns bis zur letzten Möglichkeit verteidigte.



„Se, Kleines, nu sieh mal, wie ich mich freu', un Du sitzt so still, als ob's D'r schon leid wär, d'n Hugo neben D'r z' hab'n. Dann muß ich 'n wirklich noch mal auf 'nen andern Weg weisen. Weißt's noch?“ Er wandte sich lachend an Hugo:

„So, jo! D'r alte Veit is auf sein' Weise auch schlau, un ihr habt's wohl gar net 'merkt, daß ich Euch mit Fleiß nach d'n Gerklippen 'nauf schick' — damals — un Agnes in der anderen Richtung ging? Aber net für ungut!“ jagte er und schlug ihm vertraulich aufs Knie. „Bis' hab' ich's net 'meint, un bei Euch jungen Leut' muß m'r immer 'n Auge offen halten.“

„Hättet Ihr nur alle beiden offen gehabt! So aber hat's wenig genützt: denn kaum eine Viertelstunde nach meinem Beggehen bin ich trotzdem mit Agnes zusammengetroffen. Wißt Ihr, wo das geschah? Beim Frankenstein, gerade entgegengekehrt von den Gerklippen! Hab's recht gut gemerkt, daß Ihr mich anführen wolltet! Aber ein Förster läßt sich jo leicht kein Ä für ein ll machen.“

„S, do soll doch gleich 'n Donnerwetter dreinschlagen!“ fuhr Veit entrütert auf.

„Na, lieber nicht, sonst müßte mich meine Offenherzigkeit gereuen! Und Ihr seht's ja selbst, zu welch gutem Ende es geführt hat.“

Hugo streckte Veit so herzlich seine Hand entgegen, daß dieser gar nicht anderes konnte als einschlagen; allein murmen tat es ihn doch, daß seine List jo wenig geßickt war. Lange hielt seine Verstimmung aber nicht vor, er befand sich bald wieder in bester Laune; durchaus wollte er nicht zugeben, daß die jungen Leute aufbrachen. Schließlich fügte er sich, wenn auch unter allerlei wunderlichen Reden.

Ein Stückchen gab er den beiden das Geleit, dabei in einem fort auf sie einsprechend. Dies tat er indessen nur, um seine Gemütsbewegung zu verbergen, die ihn dermaßen egriffen hatte, daß er zu guter Letzt ganz vergaß, danach zu fragen, weshalb Agnes eigentlich zu ihm herausgekommen war.

An der Wegbiegung machte er halt. „Nu kommt gut heim — un dann, ich wollt's Euch sagen — wenn 'r d'n Onkel Veit nötig hat — ich bin z' jeder Zeit für Euch da!“ — Ohne auf eine Erwiderung zu warten, kehrte er um und ging schnellen Schrittes nach seiner Kütt'; kein einziges Mal wandte er den Blick.

Frau Helmer befand sich allein im Hause, als Agnes mit Hugo in die Tür trat. Jubelnd slog das Mädchen ihr entgegen. „Hugo ist gleich mitgekommen — ach, Mutter!“ — vor Freude schluchzend barg sie ihr Gesicht an der Mutter Brust.

Frau Helmer preßte die Tochter an sich. Aus den strahlenden Augen las sie, was zwischen den beiden vorgefallen war, und als Hugo Werner ihr entgegentrat und bat: „Frau Helmer, geben Sie mir Agnes und nehmen Sie mich als Sohn in Ihrer Familie auf!“ — da sagte sie aus vollem Herzen: „Seien Sie willkommen und werden Sie mit ihr glücklich! Der Himmel mög' alles z'm guten End' führen!“

„Die geheime Sorge, die sie auch in diesem Augenblicke nicht los wurde, drängte sie gewaltsam zurück, um die Kinder nicht zu berühren. Vielleicht war es auch ganz unnötig, so schwarz zu sehen — der vollendeten Tatsache gegenüber würde Franz sich schließlich fügen und Ringe geben.“

Später, als Agnes' Vater und Karl von ihrer Schicht heimkamen, blieb ihr zum Nachgrübeln keine Zeit mehr; ihre Pflicht als Hausfrau trat in den Vordergrund. Karl hatte Hugo und Agnes herzlich beglückwünscht, dann war er plötzlich verschwunden. Der alte Helmer tat seine Meinung nach seiner Weise kund: „Wann mein' Frau damit einverstanden is, joll's an mein'm Segen net fehlen!“ Dabei tätschelte er an Agnes herum.

Nach einer Weile ging die Tür auf. Kömning und dessen Frau traten, von Karl herbeigerufen, über die Schwelle.

„Donnerhagel! Was sind das für Streich'! Jung, Du? Hör', dies is d'r schönste Tag, den D' mir bereitest. Un Agnes? Mädel, Witmädel! Luft immer jo, als wenn D' kein Wasser trüben könntest, un jetzt nimmst mir d'n Zungen vor d'r Nas' weg? Aber wart' nor! Z'r Stra' kriegt mich dazu — ich werd' mich schon schadlos halt'n. Komm' mal her — jo!“ Mit beiden Händen bog Kömning den Kopf Agnes' zurück und küßte sie auf die frischen Lippen. „Em, das muß ich sag'n, d'r Jung' hat kein'n schlechten Geschnad! Komm noch mal her!“

Lachend entwand Agnes sich ihm und flüchtete hinter Hugo, worüber Kömning polterte: „Was? so behandelst D' mich schon jetzt? Aber jo geht's ei'm mit d'r Jugend — 's Alter muß immer zurücksteh'n. Na, schad't net! Nimm D'r nor Hugo un werd' glücklich mit ihm. Was red' ich nor, das is jo selbstverständlich — jo zwei wie Ihr seid! Weißt, Agnes, 's war immer mein geheimer Wunsch, daß 's mit Euch beiden jo kommen jollt.“

Rörning war ganz aus dem Häuschen und machte aus seiner Freude kein Hehl, er riß auch Konrad Helmer mit fort. Frau Ulrike erlebte abermals, daß ihre Autorität bedenklich ins Schwanken geriet, denn ihre mahnenden Blicke an die beiden Alten hatten nicht die geringste Wirkung und wurden von keinem beachtet. Jedoch betrüßte es sie heute weniger; sie empfand es sogar nicht ungen, daß vor der heiteren Stimmung die drückende Spannung der letzten Zeit wich. Zwar kam die Rede zwischen durch auch auf Franz Bent, aber man ging leicht darüber hinweg. Konrad Helmer sowie Rörning lachten wegen der über großen Mänglichkeit der Frauen. Dem wollten sie den Kopf dermaßen zurechtsetzen, daß er Ruße hielte. Im weiteren Laufe des Tages dachte kaum jemand mehr an ihn.

Die Kunde von der Verlobung verbreitete sich schnell in dem kleinen Orte, sie drang auch zu Franz. Er wollte es nicht glauben, mit Gewalt sträubte er sich dagegen — es durfte nicht sein! Ma dann aber der alte Helmer selbst es ihm mitteilte, mußte er jeden Zweifel fallen lassen.

Er saß in seinem kleinen Stübchen, das er in den letzten Wochen außer zur Schicht nur selten verlassen hatte. Im Ungewissen darüber, auf welche Weise er gegen Agnes vorgehen sollte, verbrachte er die meiste Zeit in dumpfem Hinbrüten und hielt sich von den Menschen fern, ja, war fast feindselig gegen jeden, der ihn anredete. Als Klaus Böfer ihn einmal in der Abendstunde aufsuchte, wies er ihm barsch die Tür.

Der alte Wilderer ging zwar, kehrte aber auf der Schwelle um und rief ihm zu: „Du is 's racht, schid' nor immer Dein' besten Freunde weg! Aber ich mäht' mich sehr täuschen, wann D' net bald nach mir verlangst. Ich seh' 's End' schon kommen. Wann's soweit is, doß D' mich nötig hast — weist, im „Braunen Girsch“ bin ich z' jeder Zeit z' finden.“

Seit dem war niemand mehr zu ihm gekommen. Nun klopfte es an die Tür und auf sein mürrisches „Gerein!“ trat Konrad Helmer in die Stube.

Franz sprang hastig empor und ging ihm entgegen. Noch ehe ein Wort der Begrüßung gewechselt war, sprach er auf ihn ein: „Sagt's

ehlich, is 's wahr, was d' Leut' red'n — doß Agnes un d'r Förster...“ Wie ein gequälter Aufschrei klang es, und er vollendete den Satz nicht.

„Nor immer ruhig Blut! Was is, doß, is nu mal — dieserhalb komm' ich grad' her.“

„Was is mit d'r Verlobung — is 's wahr?“ Franz stand mitten in der Stube, seine Augen glühten förmlich unter den schwarzen Wimpern hervor.

„Freilich is 's wahr! Dabei bleibt's auch!“

Helmer hatte einen Ausbruch wilder Leidenschaft erwartet, aber nichts dergleichen trat ein. Einige Minuten stand Franz festgebannt, seine Blicke irren wie geistesabwesend umher; dann sank er am Tische nieder und vergrub seinen Kopf zwischen den Armen. Ein Zittern und Schluchzen durchbeugte den starken Körper, daß selbst der alte Bergmann Mitleid empfand und die Hand beruhigend auf seine Schulter legte.

(Fortsetzung folgt.)

Das gute Gebet.

Eine Legende aus dem Kriege von Kurt Münzer.

Der kleine Gutshof stand hart an der russischen Grenze. Der Herr war im Kriege, die jungen Knechte auch, die alten hatten die Kosaken mitgeschleppt, als sie in Ostpreußen eingebrochen waren. Nun waren nur noch Frauen auf dem Hof und die zwei Kinder der Herrschaft, zwei kleine Mädchen von fünf und sechs Jahren. Die Mutter ließ sie Tag und Nacht nicht von der Hand. Der Russenschreck saß allen im Blute.

Es war schon nach dem zweiten Russeneinfall. Aber da ging das Gerücht über Land, der Feind fliehe, er sei auf verzweifelter Jagd nach der Grenze zurück, der Deutsche verfolge ihn und säubere die Heimat von dem bösen reißenden Tier. Und wirklich sah man schon die Vorläufer der Flucht. Eine wie toll gewordene russische Batterie rasselte vorbei, Planwagen, Reiter, Fußläufer — und von fern hörte man einen Lärm. Eine Wolke, in der es rollte, wälzte sich an einem kühlen Abend über den westlichen Horizont herauf: die flüchtende Armee.

Da erschrafen die unbeflüchteten Frauen tiefer denn je. Denn sie wußten, was die Russen bis-

her stehen gelassen, würden sie auf ihrer Flucht niedertreten, fortreißen, mitschleppen. Zur eingeborenen Grausamkeit kamen nun Wut, Nachsicht des Besiegten, Verzweiflung des Sterbenden. Sie würden alles Lebende töten oder fangen, alles, was ihnen im Wege stand, einäschern. Vor ihnen fliehen? Wohin? Ins unbarmherzige Rußland hinein? Sich verbergen? Aber in welchen Keller würden die Tierigen nicht ihre Hände stecken?

Der Abend war da, und ein fürchtbares Gestöse wuchs aus der Ferne heran. Da verloren die einsamen Frauen den Kopf, sie flohen alle, die Mutter ihre Kinder an der Hand, in das nahe Wäldchen. Sie bedachten nicht, daß gerade durch dieses Gehölz die Landstraße führte, auf der die Russen heran jagten. Sie krochen durch Hecke und Dorn, hockten nieder hinter ein paar großen Stämmen und fielen auf die Knie, als der Lärm der fliehenden Armee vor ihnen aus der Erde zu brechen schien und über sie hinweg jagte. Da hoben sie Hände und Arme zum trüben, finsternen Himmel, wollten beten und stammelten nur, schluchzten und wimmerten.

Aber das kleine Mädchen von sechs Jahren faltete da die Hände und rief laut und inbrünstig aus Herzensstiefe: „Lieber, guter Hindenburg, komm doch und beschütze uns vor den bösen Russen. Wir wollen immer artig und folgsam sein und deine Gebote befolgen. Aber komme und rette uns vor dem Feinde.“

Die Mutter riß ihr Kind an sich, als müßte sie es schon vor Mörderhänden retten und verschloß ihm den lauten Mund. Denn schon tauchten im Dunkel Schatten auf: die Russen. Ganz nahe, fast greifbar. Aber im selben Augenblick stieg aus dem feuchten Waldboden ein Nebel auf, schnell und dicht, wölkte sich höher und höher. Es war wie ein Kreis grauer Frauen, die ihre Röcke und Schürzen aufhoben und ausbreiteten, um die Knieenden zu verbergen. Und bald war der Nebel so dicht, daß der Lärm dahinter gedämpft erlang. Aber die Frauen mit den zwei Kindern waren in ihm tief verborgen.

Und sie hörten Stunde auf Stunde, die ganze Nacht, die Flucht der Armee. Ganz dicht; bisweilen tauchte im Nebel ein Schatten auf, ein Fuß streifte ein Wägebekleid, ein Huf klapperte an dem Baum, daran die Mutter lehnte. In ihren Armen, auf ihrem Schoß schliefen ihre beiden

Fay's ächte Sodener Mineral-Pastillen

Rachschmerzen weise man zurück.

Clichés In Autotypie und Strichätzung liefert schnellstens und billigst Wilhelm Greve, Berlin SW 68, Ritterstraße 50.

Preußische Verlagsanstalt G. m. b. H.
Berlin SW 68, Ritterstraße 50.

In unserem Verlage erscheint:

Kommentar zum Preussischen Wassergesetz
bearbeitet von

Justizrat Bitta, Breslau und Landrat Dr. v. Kries, Fflehne.

Für die Zweckmäßigkeit des Kommentars bürgen die genannten beiden Autoren, welche als Berichterstatter des Abgeordnetenhauses an der Gestaltung des wirtschaftlich und juristisch gleich schwierigen Gesetzes den hervorragendsten Anteil haben und als Sachverständige ersten Ranges anzuspprechen sind.

Preis in Leinwand gebunden 25 Mark

Kaufe mein Bett.
Gochstein rot, dicht Daunendecke, große 1½schläf. Ober- u. Unterbetten u. 2 Kissen mit 20 Pfund neuen Gänsefedern, das Gebett 20.30.—, daselbe Bett mit Daunendecke 22.35.—, bestes herrschaftl. Daunendecke 24.40.—. Schnellfertig geliefert jedes Bett 20.6.— mehr. Michael, Geld zurück. Bettfedern billig. Kat. frei. 30,000 Kunden. 1050 Dankscr. **Bettenfabrik Th. Kranefuss, Kassel 44.**

Blitz-Strick-Wolle
liefert auch an Privats (Muster frei) die **Erfurter Garnfabrik**
Hoffmann in Erfurt 2-247

Preussische Weingrosshandlung G. m. b. H.
Berlin SW, Ritterstrasse 50a.
Fernsprecher: Amt Moritzplatz 15263, 15264 und 15265.

Besonders preiswerte Weine in Flaschen:

Mosel-Weine

Obermoseler	0,90
1909er Remicher	1,—
1911er Wormeldinger	1,30
1911er Enkircher	1,50

Rhein- und Pfälzer-Weine

1908er Gensinger	1,—
1911er Bingerter Kahlenberg	1,30
1912er Niersteiner	1,50
1910er Hallgartener	1,75

Rot- und Bordeaux-Weine

1911er St. Laurent	1,20
Fronsac Bordeaux	1,30
1911er Cru du Moulin	1,50
1909er Saint Seurin	1,75
1905er Chateau Gazin Fronsac	2,25

Als Spezialität empfehlen wir: per Ltr.

Französischer Rotwein	1,50
Obermoseler	0,95
Edenkobener	0,95
Tarragona (rot) portweineähnlich	2,—

In Korbflaschen von 5 und 10 Liter Inhalt.
In Gross-Berlin liefern 5 Liter oder 10 Flaschen frei Haus und bitten um gefl. rechtzeitige Aufgabe des Bedarfs.



Mädchen, still, friedlich, lächelnd, als spielten sie in einem schönen Traum auf grüner Wiese.

Der Nebel stand dicht und fest wie eine Mauer um das kleine, staunende Häuflein Weiber. Allmählich begriffen sie ihre wunderbare Rettung, ihre Herzen beruhigten, ihre Gedanken entwirrten sich. Sie hielten sich alle an den Händen und sahen so die ganze Nacht in ihrem Nebelhaus, sie hörten das schießende Heer, den Lärm von Stimmen, Rädern, Hufen, von Automobilen und Geschützen. Aber sie sahen nichts und wurden nicht gesehen.

Gegen Morgen verzog sich alles, das Getöse, die Menschen, der Nebel. Die Frauen standen unverfehens unter einem strahlend blauen Himmel. Vor ihnen, hinter ihnen, rings um sie war der Wald zerstampft, zerfahren. Aber sie standen auf einer unberührten Insel. Das Gras wuchs da, Waldblumen knospeten, und ein Vogel über ihnen sang sein Taglied.

Und da tauchten auch schon graue Helme auf, deutsche Soldaten. Das Land war wieder deutsch, frei und rein. Die Frauen waren gerettet.

Sie kehrten in den Hof zurück und wirklich war der Russe hindurchgejagt. Niedergetretene Säune, eine schwelende, leergebrannte Scheune, das Vieh weggetrieben, in allen Stuben ein Schmutz, als wären unsaubere Tiere darin gewesen.

Aber alles konnte neu und blühender entstehen, denn sie lebten ja. Gemeinsam beteten sie zum Himmel empor, aber das Kind sagte in seiner Einfachheit und demütigen Scheu:

„Lieber Hinfenburg, wir danken dir, daß du uns so schön beschützt hast, und du sollst immer in unserem Herzen wohnen. Amen.“

Kriegs-Allerlei

Wie Friedrich der Große dem Butter- und Eiermangel abhalf. In diesen Tagen, da Butter und Eier im Preise so außerordentlich gestiegen, ja selbst für teures Geld oft nicht

zu bekommen sind, lesen wir mit besonderem Interesse, wie der alte Fritz das Butter- und Eierproblem zu lösen suchte. Für die damals schnell anwachsende Bevölkerung Berlins konnte die Markt Brandenburg selbst nicht genügend Schlachtvieh, Butter und Eier liefern; Vieh wurde aus Polen, Butter aus Sachsen und Holland bezogen. Damit das Geld mehr im Lande blieb, wurden die Schlächter vom Könige aufmerksamer gemacht, es sei für sie vorteilhaft, wenn sie das Schlachtvieh durch Ankäufe in Pommern an Ort und Stelle erhandeln ließen. Holländische Familien ließ der König auf Staatskosten kommen, damit sie die Milchwirtschaft mehr und mehr einführen und bekannt machten. Auf dem Domänenamt Königs-Forst wurde Unterricht erteilt; an den fürmännlichen Provinzialminister erging die Verfügung, der Instruente solle den Leuten zeigen, wie die Gefäße und Maschinen zum Buttermachen beschaffen sein und wie solche prope gehalten werden müssen, und wie die Butter gemacht wird, daß sie sich hübsch konserveiert und daß die Butter, die zu den Speisen gebraucht wird, sich besser hält und nicht so leicht verdirbt wie die jegliche; das macht, weil die Butter nicht reichlich genug ausgewaschen wird und die Gefäße und Maschinen nicht recht prope gehalten werden.“

Am diesem einen Beispiel sieht man, wie Friedrich der Große bei seinen großartigen Bemühungen um die innere Kolonisation auch die geringsten Kleinigkeiten nicht außer acht ließ. Daß er Erfolg hatte, beweist die Tatsache, daß die Markt immer leistungsfähiger in der Butterlieferung wurde; im Jahre 1775 wurde für 257 053 Taler, im Jahre 1780 dagegen nur noch für 146 000 Taler Butter in das Land eingeführt. Ähnlich erging es mit dem Eiermarkt. 1780 ließ der König eine Zählung der Hühner in der Kurmark vornehmen: sie ergab einen Bestand von 324 175. Um den Bedarf voll zu decken, fehlten 38 300 Stück. Da meinte der alte Fritz: „Was will es sagen, wenn jeder Bauer auf dem Lande 10 bis 12 Hühner mehr hält? Das Futter kostet ja da nicht viel, und überdem finden die Hühner ihr Fressen meistens in dem Stroh und Mist auf den Höfen.“ Er erließ ein Einfuhrverbot für fremde Eier, wodurch der Marktpreis in die Höhe ging. Als die Minister mit ihren Bedenken nicht zurückhielten, der Bedarf werde sich jetzt nicht decken lassen, erklärte ihnen der König: „Es ist nur der Fehler des Bäckers und Bauern, daß sie sich nicht darauf legen. 42 Jahre habe ich darauf gearbeitet, um solches einzuführen. Wenn die Herren Minister Eier essen wollen, so geben sie sich mehr Mühe mit die Kammern, solches zu bewirken, das Verbot bleibe vor ausländische Eier vor wie nach.“ Nur auf ein halbes Jahr wurde später das Einfuhrverbot außer Kraft gesetzt, um dem 1780 eingerichteten Körnerhandel mit Eiern, Butter und Käse eine Zerstreuung zu gönnen.

Was die Engländer den Ägyptern von den deutschen Frauen erzählen. Ein Beispiel für das, was die im englischen Solde stehende arabische Besatzarmee von Deutschland zu berichten weiß, entnehmen wir der in Kairo erscheinenden Zeitung

„Al-Ahram“. In ihrer Nummer vom 1. Januar 1916 erzählt sie von den deutschen Frauen folgendes: „Es ist bekannt, daß die deutschen Frauen so viel essen wie die deutschen Männer. Die deutsche Frau trinkt gewöhnlich ihren Kaffee mit Milch morgens zwischen 7 und 8 Uhr. Um 10 Uhr vormittags ist sie ein aus Fleisch bestehendes Essen, und mittags um 1 Uhr nimmt sie ihre Hauptmahlzeit ein und trinkt dazu Bier oder Wein oder auch beides zusammen. In den letzten Jahren hat sie sich gewöhnt, am Nachmittage Tee mit Kuchen und Schokolade zu trinken. Ihr Abendessen nimmt sie gegen 8 Uhr ein. Es besteht aus Schweine-, Hammel-, Rind- oder Kalbfleisch. Dazu kommt als Getränk Schnaps oder Sekt, während Bier gewöhnlich erst nach dem Essen im Empfangszimmer gereicht wird. Das ist die gewöhnliche Folge der Mahlzeiten, die die deutschen Frauen einnehmen. Man kann leicht verstehen, wie auf sie die durch den Krieg gebotenen Einschränkungen wirken mußten und wie sich nicht wundern, von den nun durch sie veranfaßten Redakten und Urufen zu hören.“ Weil sie keinen Schnaps mehr bekommen?

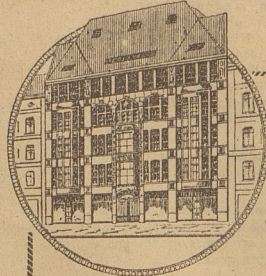
Kontrolle. Ein montenegrinischer Hauptmann brachte seine Truppen zur Waffenübergabe. Der österreichische Bevollmächtigte fragte: „Wieviel sind's denn?“ — Der Montenegro antwortete: „Ungefähr zweihundert. Können auch mehr sein, oder auch weniger. Ohne Gewehr, daher beim Empfang zu zählen!“ („Luftige Blätter.“)

Rästel-Ecke

Rästel.
Ein kleines Wörtchen berget tiefen Sinn,
Dit wandelt's langsam durch die Straßen hin,
Wenn andachtsvoll, den Pflester in der Mitte,
Zur Kirch' es lenkt die feierlichen Schritte;
Dann wieder dient's den Toten zu begleiten,
Zur letzten Stätte fromm ihn zu geleiten;
Und wieder seh' ich's stolz und freudetrunknen
Mit vielen hehren Siegeszeichen brunten;
Dein Herz drängt's mächtig oft zum andern Herzen,
Bereitet Wonne der — und wohl auch Schmerzen;
Manchmal mußt du in acht vor ihm dich nehmen,
Es könnte schaden dir, vielleicht dich lähmen;
Und in der Schweiz kannt du's zuletzt entdecken;
Nun rate, was mag wohl dahinter stecken?
Auflösung folgt in nächster Nummer.
Auflösung des Rästels in voriger Nummer:
Lux — Luxus.
Füllrästel: Antipoden taten, an die Potentaten.

Deutsche Kassenblock-Gesellschaft m. b. H.

Spezialfabrik für Durchschreibekassenblocks jeder Art zur Kontrolle in Detail-Geschäften aller Branchen



Telephon: Moritzplatz Nr. 15263, 15264 u. 15265
Telegraphenaufschrift: Chromgreve Berlin

Berlin SW68, Ritterstraße 50

An alle Kassenblockverbraucher!

Die Paragon Kassenblock Aktien-Gesellschaft in Berlin-Oberschöneweide ist ein englisches Unternehmen. Diese Tatsache sowie

das Vorgehen der Engländer gegen unser Vaterland

dürfte ausschlaggebend sein, Sie zu bestimmen,

in Zukunft nicht mehr unsere Feinde zu unterstützen,

sondern Ihren Bedarf an Kassenblocks bei einer deutschen Firma zu decken.

Unsere vor mehreren Jahren gegründete Gesellschaft hatte es sich zur Aufgabe gestellt, das Monopol der Engländer zu brechen, um den Konsumenten Kassenblocks zu angemessenen Preisen zu liefern. Der Erfolg ist nicht ausgeblieben, denn auch nach Erscheinen unserer Kassenblocks sind die Preise bedeutend heruntergegangen.

Wir liefern beide Systeme von Kassenblocks, geheftet und endlos, die Deckel leihweise. Die Qualität unserer Kassenblocks ist derjenigen der Konkurrenz-Fabrikate vollkommen ebenbürtig.

Wir haben unseren Betrieb aufrechterhalten, sind jederzeit in der Lage zu liefern, und bitten, bemusterte Offerte einzufordern.

Deutsche Kassenblock-Gesellschaft m. b. H.

Gegen Gicht und Rheumatismus

nur

Girheubin

Erprobtes Heil- u. Vorbeugungsmittel

Vollkommen unschädlich!

Reguliert die Magen- und Darmfähigkeit

Hunderte ärztlicher Zeugnisse, viele Anerkennungen!

Preis der Dose: Mark 3.50

Eine Kur = 6 Dosen: **Mark 18. — franko.**

In den Apotheken erhältlich
oder durch die

Girheubin G.m.b.H.
Berlin SW, Ritterstraße 50



Einige ärztliche Gutachten über Girheubin.

Dr. Walter V. . . . Bützow. Hierdurch teile ich Ihnen mit, daß ich mit den Erfolgen Ihres Girheubins sehr zufrieden bin und Ihr Mittel dort wirkte, wo andere gleichartige Präparate versagten.

Dr. med. F. . . . Kaulsdorf (Ostbahn). Nachdem ich in einem desolaten Falle von Arthritis urica die üblichen Mittel ohne Erfolg angewandt hatte, machte ich einen Versuch mit den von Ihnen zur Verfügung gestellten Tabletten in Verbindung mit Colchicum. Der Erfolg war ein guter, Patient kann schon wieder auf den Beinen stehen und in seinem Betriebe (Bäckerei) schon wieder nach dem rechten sehen.

Dr. N. . . . Frankfurt a. M. Sie sandten mir eine Probeportion Girheubin, ich habe mit derselben bei einer Patientin sehr gute Erfolge gehabt, der Rheumatismus verschwand bald.

Dr. B. . . . Wolfsbüttel. Habe Ihre mir geschickten Proben mit gutem Erfolge angewandt, weitere Proben nicht nötig, da ich die Güte des Präparates erkannt habe.

Dr. A. . . . Bensheim. Ich selbst fühle mich bei täglichem Gebrauch Ihrer Tabletten sehr wohl wie seit Jahren nicht und habe keine Beschwerden von meinen Nierensteinen mehr. Dieselben günstigen Beobachtungen habe ich bei verschiedenen meiner Patienten machen können.

Dr. R. . . . Uelsen. In einem Falle von rheumatischen Nervenschmerzen war die Wirkung ausgezeichnet. Die Schmerzen nahmen ab. Die Nachtruhe kehrte wieder. Der Erfolg war daher recht zufriedenstellend. Aspirin hatte hier versagt. Unschädlich scheint das Mittel auf jeden Fall zu sein.

Dr. L. . . . Friedberg (Oberbay). Teile Ihnen mit, daß ich mit den beiden mir überwiesenen Proben bei einem Kranken günstigen Erfolg erzielte, weshalb ich die hiesige Apotheke veranlaßte, sich Ihr Girheubin beizulegen.

Dr. A. A. . . . Rosenheim. Habe Ihr Präparat selbst erprobt und bin mit der Wirksamkeit sehr zufrieden.

Dr. R. . . . Benrath. Ich habe in einem Falle von Neuralgie und einem von Muskelrheumatismus Girheubin versucht. Beide Fälle bestanden schon mehrere Wochen und zeigten bei Salicylbehandlung und Einreibungen keine Besserung. Nach Gebrauch von Girheubin wurden sie geheilt. Ich bitte um weitere Proben.

Dr. H. . . . München. Bei einem sehr alten Ischiasleiden sehr gute Wirkung. Die Schmerzanfälle traten minder häufig und in längeren Intervallen auf, und konnte Patient während der Zeit, in welcher er den Tee trank, nachts ziemlich gut schlafen. Irgend welche schädliche Nebenwirkung konnte ich nicht wahrnehmen. Das Mittel wurde gut vertragen, und ich war mit dem Erfolge ganz zufrieden.

Dr. med. S. . . . Saarburg. Ich habe mit Ihrem Präparat jederzeit die besten Resultate erzielt, ohne jemals üble Nebenwirkungen gesehen zu haben.

Dr. W. . . . Baunach. Für die mir übersandte Probe Ihres Girheubins, das ich bei einem Falle von sehr altem Gelenkrheumatismus mit ganz überraschendem Erfolge verwendete, sage ich meinen besten Dank.

Dr. F. . . . Koshelm. . . . daß ich Girheubin bei einer 70-jährigen Angehörigen, die seit 5 Jahren an chronischer deformierender Arthritis, namentlich der Kniee, leidet. Von allen bisherigen Mitteln nahm Betreffende das Girheubin am liebsten, wegen seiner guten Bekömmlichkeit und Fehlens jeder unangenehmen Nebenwirkung. Aber auch auf die in den Gliedern bestehenden Schmerzen hatte Girheubin einen merklich mildernden Einfluß. Während vorher Gehen nur an zwei Stöcken möglich, kann dieselbe jetzt ohne Stütze im Zimmer gehen. . . .

Dr. N. . . . Ingolstadt. Ein alter Gichtiker rühmte mir das Girheubin sehr.

Dr. T. . . . Altona. Freue mich, Ihnen mitteilen zu können, daß ich mit Ihrem Mittel sehr gute Erfolge in der Praxis gehabt und es auch ferner verordnen werde.

Dr. T. . . . Cöln a. Rh. Girheubin wirkte immer prompt.

Dr. Fr. W. . . . Netphen. Das Versuchsobjekt war ich selbst, der ich seit mehreren Jahren schon an Muskelrheumatismus leide und Salicyl-Präparate mit nur geringem Erfolge genommen habe. Auch habe ich schon wiederholt Badekuren durchgemacht, doch mit nur vorübergehendem Erfolge. Aus diesem Grunde war ich auf die Wirkung Ihrer Tabletten doppelt gespannt. Nachdem ich ein Röhrchen — wenn auch nicht ganz regelmäßig — genommen hatte, ließen die Schmerzen nach; jetzt, nachdem ich auch das zweite Röhrchen genommen, verspürte ich nur noch des Morgens Schmerzen, die nach einiger Bewegung verzogen.

Verantwortlich für Schriftleitung, Geschäftliches und Anzeigen: Fritz Eisbofs, Neudöflin — Verlag: preußische Verlagsanstalt G.m.b.H., Berlin SW63. — Rotationsdruck: Wilhelm Grebe, Berlin SW 63

